KULTUR & LEBEN

O-TON

Von Verzicht und Gewinn

Katja Diehl ist Mobilitätsexpertin, und sie hat eine Vision. Sie fragt sich, wie es wäre, wenn Fußgänger, Radfahrer und alle, die kein Auto haben und kein Auto wollen, die Stadt zurückerobern würden. In ihrem neuen Buch „Autokorrektur – Mobilität für eine lebenswerte Welt“ plädiert sie für eine kinderfreundliche, barrierearme, klimagerechte und entschleunigte Stadt – ohne Autos.

Autofreie Innenstädte in Metropolen wie Madrid und Barcelona finden wir klasse. Radstädte wie Kopenhagen oder Amsterdam bewundern wir, und wenn wir dort sind, genießen wir die Freiheit, die wir hier ohne Auto im wahrsten Sinne erfahren – aber vor der eigenen Haustür empfinden wir die Vision einer autofreien Stadt als Einschränkung. Ich betrachte diesen Verzicht als Gewinn – für alle, für Gesundheit, Gemüt und Menschsein.

Seitdem ich geboren wurde, atme ich die Abgase von Menschen ein, die in der Stadt nicht auf ihr Auto verzichten. Meine Gesundheit wird von einem Verkehrssystem in Mitleidenschaft gezogen, das Umwelt zerstört, Menschenleben gefährdet und Stadtraum an Stehzeuge verschleudert.

Überlegen wir uns mal, wie eine Dreijährige ihre Stadt wahrnimmt. Sie blickt, ihrer Körperhöhe geschuldet, nur auf Stahl. Sie muss sich vom Gehweg aus durch Autolücken an die Straße herantasten, weil sie diese nicht überblicken kann – auch im Wohnviertel nicht. Sie lernt, dass jedes Mal, wenn sie aus dem Auto ihrer Eltern steigt, sie an die Hand genommen und vor der gefährlichen Straße und gefährlichen Autos und Lastern gewarnt wird.

Wollen wir, dass unsere Kinder in Angst aufwachsen und mit dem Auto zum Kindergarten und zur Schule gebracht werden müssen? Oder wollen wir sie selbstbewusst erziehen, ihnen ermöglichen, dass sie selbst frei entscheiden, wie sie sich durch Städte bewegen?

Vor dem Auto, das erst seit den 1950er-Jahren massiv Bedeutung in unserem Leben erhielt, gab es Plätze und Orte, die geteilt wurden und keinerlei festen Regelwerks bedurften, weil sich alle dort auf Augenhöhe und meist auch rücksichtsvoll begegneten. Es gab weder klassische „Fahrbahnen“ noch spezielle „Bürgersteige“ (über das Wort schon mal nachgedacht?).

Info Katja Diehl: „Autokorrektur – Mobilität für eine lebenswerte Welt“. S. Fischer, 272 Seiten, 18 Euro

KULTURNOTIZEN

„Tatort“-Star Richy Müller spielt in Bad Hersfeld

Der „Tatort“-Star Richy Müller wird die Hauptrolle im Eröffnungsstück „Notre Dame“ der 71. Bad Hersfelder Festspiele übernehmen. Er tritt als Claude Frollo in der Eröffnungsinszenierung des Romans „Der Glöckner von Notre-Dame“ von Victor Hugo auf. Das Publikum werde die Stiftsruine vom 1. Juli bis 28. August 2022 ganz neu erleben, heißt es in einer Ankündigung der Festspiele. Dreidimensionale Spezialeffekte sollen die Kulisse der berühmten Pariser Kathedrale in der Stiftsruine erlebbar machen. Begleitet wird „Notre Dame“ von dem Familienstück „Der kleine Glöckner“ – mit einer verkürzten Version der Geschichte für Kinder ab zehn Jahren.

Wachpersonal kuratiert Schau in Baltimore

Normalerweise bewachen sie Kunstwerke, jetzt haben die Museumswärterinnen und -wärter im Baltimore Museum of Art eine eigene Schau kuratiert. 17 Mitglieder des Sicherheitspersonals haben die Werke für die Ausstellung „Guarding the Art“ ausgesucht. Die Werke stammen alle aus der Sammlung des Museums, aus unterschiedlichen Genres, Kulturen, Zeiten und Medien. Die Ausstellung soll noch bis zum 10. Juli zu sehen sein. „Einer der Gründe dafür, dass ich bei der Ausstellung mitmachen wollte, ist, um Menschen zu zeigen, dass Museumswärter mehr machen, als nur zu sagen: ‚Nicht anfassen!‘“, sagte Teilnehmer Kellen Johnson, der seit 2013 in dem Museum arbeitet. „Wir wissen viel mehr über die Kunstwerke, als manche Menschen vielleicht glauben.“

Reden über Antirassismus: Die Schauspielerin und Podcasterin Denise M’Baye (links) befragt Tupoka Ogette. FOTO: CHINA HOPSON

Wider die Wurzeldetektive

Bestsellerautorin Tupoka Ogette stellt bei einem Literarischen Salon im Lichthof der Uni ihr neues Buch zu Rassismuskritik vor

Von Ronald Meyer-Arlt

Es passiert nicht oft, dass eine Veranstaltung des Literarischen Salons so gut besucht ist, dass sie im großen Lichthof der Universität stattfinden muss, der etwa 500 Gästen Platz bietet. Und es passiert noch seltener, dass sich am Ende einer Veranstaltung fast alle Gäste erheben und gemeinsam applaudieren. Beim Literarischen Salon mit Tupoka Ogette war das der Fall.

Tupoka Ogette ist Vermittlerin für Rassismuskritik. Sie betreibt eine Onlineakademie für rassismuskritisches Denken (tupokademie.de), meldet sich regelmäßig mit ihrem Podcast (Tupodcast) zu Wort, bietet Seminare und Workshops an, bei denen sie Firmen und andere Institutionen hilft, über Rassismus nachzudenken und vielleicht ein wenig rassismuskritischer zu agieren. Vor fünf Jahren erschien ihr Handbuch „Exit Racism. Rassismuskritisch denken lernen“, das es schnell auf die Bestsellerlisten schaffte. Gerade ist ihr neuer Ratgeber „Und jetzt du. Rassismuskritisch leben“ erschienen.

Im Literarischen Salon wurde Tupoka Ogette von der freundlichen Schauspielerin Denise M’Baye befragt. Gefühle standen im Zentrum des Gespräches: Wie ist es, rassistische Ausgrenzung zu erleben? Wie funktioniert Selbststärkung? Einmal gelang der Moderatorin ein kleines Improvisationskunststück. Spontan bat sie die vielen People of Color im Publikum, die Frage in den Raum zu rufen, die sie im Alltag am meisten nervt. Während die weißen Besucher der Veranstaltung noch rätselten, was damit gemeint sein könnte, zählte Denise M’Baye „3-2-1“ herunter, und dann erscholl fast wie aus einem Mund: „Woher kommst du?“

> Woher kommst du?
>
> **Das ist die Frage, die People of Color am meisten nervt.**

Info Tupoka Ogette, „Und jetzt du. Rassismuskritisch leben“, 336 Seiten, Penguin-Verlag, 22 Euro.

Weiße hören Frage nur selten

Abgesprochen war das nicht, die einhellige Antwort war Ausdruck eines gemeinsamen Erfahrungsraums. Mit der Lesung des entsprechenden Kapitels aus ihrem Buch (Seite 112) wies Tupoka Ogette darauf hin, dass diese Frage nicht harmlos ist. Sie schreibt, dass ihre weiße Freundin Johanna diese Frage nur sehr selten gestellt bekommt. Die Fragesteller nennt sie „Wurzeldetektive“. Das Problem an der Frage nach der Herkunft sei, so Ogette, dass Antworten wie „Köln“ oder „Berlin“ nicht akzeptiert werden. Die Frage sei meist mit der Vorstellung verbunden, dass Personen, die nicht weiß sind, nicht deutsch sein können. Was allerdings an der Realität vorbeigehe. „Die Zeugnisse über schwarze Menschen in Deutschland reichen zurück bis ins 16. Jahrhundert“, schreibt Ogette.

Auf die Frage, worüber Tupoka Ogette in einer weitgehend rassismusfreien Welt nicht mehr sprechen wollen würde, erhielt die Moderatorin die Antwort: „Ich würde nicht mehr über kulturelle Aneignung und Dreadlocks sprechen.“ Denise M’Baye gewährte ihr diesen Wunsch auch im Literarischen Salon. Eine Diskussion über die aktuellen Ereignisse – die Organisatorinnen einer Demonstration von Fridays for Future hatten die Sängerin Ronja Maltzahn ausgeladen, weil deren Dreadlocks angeblich den Tatbestand der „kulturellen Aneignung“ erfüllten – fand nicht statt. Was schade war. Alles blieb freundlich und einvernehmlich.

Und auch für die Zuschauerinnen und Zuschauer gab es keine Möglichkeiten, Fragen zu stellen. Nachdem Tupoka Ogette ihr Kapitel „Der Rassismus und die Liebe“ gelesen hatte („Wir müssen verstehen, dass Rassismus uns unterschiedlich in dieser Welt positioniert und dass dies auch nicht vor unseren engsten Beziehungen haltmacht“), beendete Denise M’Baye die Veranstaltung. „Das war ein schönes Schlusswort“, sagte sie. Und das Publikum applaudierte im Stehen.

Info Am Donnerstag, 31. März, stellt Nadire Biskin im Literarischen Salon um 20 Uhr ihren Roman „Ein Spiegel für mein Gegenüber“ vor.

Eine besondere Kooperation

Staatsorchester spielt mit freiem Ensemble

Von Stefan Arndt

Dieser „Beginn“ ist eigentlich eine Fortsetzung. Die Produktion mit diesem Titel, die am Donnerstag an der Staatsoper uraufgeführt wird, ist der zweite Teil einer besonderen Kooperation: Im vergangenen Jahr haben Musikerinnen und Musiker vom Niedersächsischen Staatsorchester und dem Ensemble Kaleidoskop erstmals zusammengearbeitet. Das freie Musikerkollektiv aus Berlin war zuvor mehrfach Gast bei den Kunstfestspielen Herrenhausen.

Damals stand Mahlers letzte Sinfonie im Mittelpunkt. Jetzt geht es um das sinfonische Spätwerk von Beethoven – die gemeinsame Überschrift beider Produktionen lautet daher „Neun“. Angeregt wurden sie von der Kulturstiftung des Bundes, die Akteure der freien Szene mit festangestellten Theatermenschen zusammenbringen will.

Ungewohnte Rollen

Diesmal ist zusätzlich der Choreograf und Regisseur Ben J. Riepe mit an Bord. „Wir alle machen hier etwas anderes, als wir sonst tun“, sagt er. Das betrifft die für beide Seiten ungewohnten Strukturen – „die freie Szene und das Staatstheater sind Systeme, die eigentlich nicht miteinander funktionieren“, so Riepe. Es betrifft aber auch die Doppelrolle der Akteure: Die zwölf Musikerinnen und Musiker machen Musik und sind gleichzeitig kostümierte Darsteller.

Beethovens Neunte ist dabei nicht zu hören. Seine Musik war lediglich der Ausgangspunkt für ein Stück, das die isländische Komponistin Bára Gísladottír für den Abend geschrieben hat. Die „Ode an die Freude“ sei ein stark besetztes musikalisches Monument, sagt Riepe: „Wir haben hier viel über Demonumentalisierung nachgedacht.“

Aus den unterschiedlichen Berufsbedingungen der Künstler hat sich ein Stück entwickelt, das eine sehr grundlegende Frage stellt, die der Regisseur so formuliert: „Wie kann das Leben der Menschen auf dieser Erde weitergehen angesichts von Klima- und Corona-Krise und einem Krieg in Europa?“ Antworten soll es bei Aufführungen vom 31. März bis zum 3. April jeweils ab 19.30 Uhr in der Orangerie Herrenhausen geben.

Anarchie auf den Gräbern?

Kunst auf Friedhöfen: Was geht und was eher nicht? Darum geht es im Workshop der Landeskirche Hannover

Von Joachim Göres

Ein Engel mit ausgebreiteten Armen, durch den man hindurchschauen kann – das ist kein Wunder, sondern eine Skulptur auf dem Friedhof in Himmelpforten bei Stade. Geschaffen hat ihn Stephanie Link 2011 im Auftrag der Kirchengemeinde. Aus einer schwarzen Granitplatte, die von einem Edelstahlrahmen umgeben ist, wurde die Engelsfigur herausgefräst. Sie steht auf einem weißen Betonsockel, der als Treppe angelegt ist. Die zwei Meter hohe Skulptur soll nach der Intention der Hildesheimer Künstlerin Menschen, deren Angehörige in einem schmucklosen Rasengrab beerdigt sind, als Ort für ihre Trauer dienen.

Ob sie so einen Ort überhaupt brauchen? Tatsächlich werden von Friedhofsbesuchern häufiger kleine Engelsfiguren und Steine auf den Sockel gelegt. „Man kann durch den Engel in die Ewigkeit blicken oder man schaut durch ihn auf den benachbarten Supermarkt und damit in die Gegenwart“, so Link bei der Vorstellung ihres Kunstwerks beim Online-Workshop „Endlich! Zeitgenössische Kunst auf dem Friedhof“.

Symbol der Unendlichkeit

Auf der Veranstaltung des Arbeitsfeldes Kunst und Kultur der Evangelischen Landeskirche Hannover präsentierte Link jetzt noch ein zweites Werk: Ein rundes Mosaik aus gebranntem Ton in Form einer Rosette, das einen Durchmesser von 1,60 Meter hat und auf dem Friedhof Himmelpforten an einer Wegkreuzung eingelassen wurde. Es zeigt eine Blüte, die von einem Spruchband mit der Inschrift „Das Ende ist nicht das Ende ist nicht das Ende ist nicht das Ende ist nicht das Ende ist nicht“ umgeben ist. Ein Satz in Endlosschleife. „Der Kreis ist ein Symbol für Unendlichkeit, die Blüte ein Symbol für Leben und Vergänglichkeit, die Inschrift ein Zeichen der Hoffnung“, sagt Link. Auf dem Dorffriedhof von Idensen bei Wunstorf zeigt Link in einer Ausstellung ab Anfang April eine abgewandelte Form dieses Objektes, bei der die Wörter teilweise neu angeordnet werden. So ergeben sich Sätze wie „Ist nicht das Ende das Ende“.

Auch auf dem Friedhof der evangelischen Kirchengemeinde Eystrup bei Nienburg findet man seit zwei Jahren moderne Kunst. Vor dem Mausoleum steht eine helle Holzskulptur von Ulrike Gölner – eine geschwungene und gefächerte rund zwei Meter hohe Stele, die die Bildhauerin mit der Kettensäge aus einem gebogenen Baumstamm geschaffen hat. Der Maler und Bildhauer Henning Diers hat die Wände des Mausoleums farblich neu gestaltet.

Anmutung eines Engels: Skulptur von Stephanie Link auf dem Friedhof in Himmelpforten bei Stade. FOTO: STEPHANIE LINK

Pastor Thies Jarecki weiß, dass die Meinungen darüber durchaus unterschiedlich waren. „Es gab auch Stimmen wie ‚Dafür geben sie Geld aus und an den Wegen wird nichts gemacht‘“, erzählt Jarecki. Er betont, dass eine kirchliche Stiftung und nicht die Kirchengemeinde die Kunstwerke finanziert hat.

Für Jarecki sind die Kunstprojekte auf dem Friedhof ein Versuch, den Gottesacker rund um die Kirche ins Gespräch zu bringen und ihn zu einem Ort zu machen, auf dem Menschen ins Nachdenken und miteinander in Kontakt kommen – bei Freiluftgottesdiensten, bei Konzerten, bei Festen und bei Lesungen, aber auch bei der Grabpflege. Er versucht damit gegen die Tendenz anzuarbeiten, dass Gräber oft pflegeleicht angelegt und seltener besucht werden. „Der Friedhof ist ein öffentlicher Raum. Wir wollen zeigen, dass das ein schöner Ort ist, an den Menschen gerne gehen. Dazu kann Kunst beitragen“, sagt Jarecki, der darauf hinweist, dass die deutsche Friedhofskultur 2020 von der deutschen Unesco-Kommission zum immateriellen Kulturerbe erklärt wurde.